Jona Baykouchev

**Der See 2**

***Kurzgeschichte***

Copyright © 2020 Jona Baykouchev

Alle Rechte vorbehalten

.Kontakt: jona.baykouchev@gmail.com

Da! Etwas hatte im Sand durch die Reflektion der Sonne aufgeblitzt. Auch wenn es nur für den Bruchteil einer Sekunde gewesen war, hatte ich es genau gesehen. Hoffnung machte sich in mir breit und ich freute mich.

Ich setzte mich in Bewegung und ging auf die Stelle im Sand zu, an der ich das Blitzen gesehen hatte. Auf dem Weg dorthin konnte ich mich selbst nicht daran hindern, immer schneller zu werden und schließlich zu sprinten. Meine Füße versanken mit jedem meiner großen Schritte ein paar Zentimeter in dem feuchten Sand. Ich hatte das Gefühl, dass der Sand heute etwas feuchter war als die letzten Tage. Meine Füße platschten fast wie in einer Pfütze auf ihm und lösten sich nur mit etwas Widerstand. Sie waren ein wenig mit dem nassen Sand verklebt. Aber ich fand keine Zeit dafür, noch weiter darüber nachzudenken, denn meine Aufmerksamkeit galt meiner Entdeckung.

An der Stelle angekommen konnte, ich es nicht abwarten und schmiss mich sofort auf die Knie. Meine Selbstbeherrschung reichte gerade noch dazu aus, um mich in meiner Euphorie daran zu hindern, meinen Beutel in den Sand zu werfen. Ich legte ihn behutsam ab und achtete darauf, dass nichts in seinem Inneren zu Schaden kam.

Das getan, widmete ich mich aber endlich meiner Entdeckung. Jetzt wo ich an der Stelle angekommen war, war ich mir nicht mehr ganz sicher, wo genau ich das Blitzen wahrgenommen hatte. Ich fing an wild mit den Händen im Sand zu schaufeln. Den nassen Sand, den ich ausgrub, warf ich achtlos nach hinten, wo sich ein kleiner Haufen bildete.

Mit der Zeit kam ein ungutes Gefühl in mir auf, denn ich hatte diese Stelle jetzt großräumig abgesucht und war auf nichts gestoßen. Noch hektischer gruben meine Hände und ich ignorierte, dass meine Arme schon müde wurden. Ich war schon kurz davor, enttäuscht aufzugeben, als mein Finger etwas streifte.

Auf einen Schlag war meine Frustration verschwunden und Hoffnung pumpte neue Kraft in meine Arme, die jetzt an der Stelle, wo ich etwas gespürt hatte, noch tiefer gruben. Und tatsächlich wurde ich nach kurzer Zeit fündig. Mit einem triumphierenden Ächzen beförderte ich die Muschel zum Vorschein und hielt sie in die Sonne.

Ich ließ mich in meine selbst gebaute Hängematte fallen, die zwischen zwei Bäumen gespannt war. Erschöpft und glücklich über den erfolgreichen Tag blickte ich in den Sonnenuntergang. Mein Beutel mit den Muscheln lag neben mir.

Meine Füße hielt ich den letzten Sonnenstrahlen des Tages entgegen, damit sie trocknen konnten. Dass ich dies jeden Abend noch machen musste, erinnerte mich daran, dass der See immer noch nicht in dem Zustand war, in dem er sich einmal befunden hatte. Der Wasserspiegel war zwar deutlich gesunken, nachdem die Bewohner auf ihren Booten geblieben waren und größtenteils niemanden mehr gefährdeten, indem sie ins Wasser gingen. Doch ganz so trocken und fein wie früher war der Sand noch nicht. Er war feucht, an manchen Stellen noch sehr nass, aber immerhin konnten wir wieder auf ihm gehen. Die Zeit, in der die Administration mich mit meinem eigenen Boot auf den See gelassen hatte, lag schon etwas zurück. Neben dem feuchten Sand war dieses Boot, was neben meiner Hängematte im Sand lag eine weitere Erinnerung an die Zeit, in der das Wasser noch sehr hochstand.

Als es dann endlich abflachte und wir uns wieder frei auf dem Sand bewegen konnten, waren wir alle froh. Ich hatte schnell das Muscheln Sammeln für mich entdeckt. Es war meine große Leidenschaft geworden, der ich seither jeden Tag nachging.

Wie jeden Abend lag ich also auch heute in meiner Hängematte und ließ den Tag entspannt ausklingen. Mit dem Blick in den Horizont sah ich auch die weite Sandfläche. Das war alles vor noch nicht allzu langer Zeit mit Wasser bedeckt gewesen, nachdem ein riesiger Sturm gewütet hatte und eine Überschwemmung mit sich gebracht hatte.

Als mein Blick so über die weite Fläche streifte, fiel mir auf, dass heute etwas anders war. Nicht so wie die letzten Tage und Wochen. Ich versuchte dahinter zu kommen, was mich störte und suchte das gesamte Bild, das ich vor mir hatte, mit den Augen ab.

Es war … es war … heller! Das war es! Das ganze Bild war nahezu blendend hell. Unruhig setzte ich mich auf und betrachtete es genauer. Ich hatte bereits eine Befürchtung, woran das liegen konnte. Nach ein paar Blicken über die freie Fläche bestätigte sich meine Befürchtung. Die Wasserpfützen auf dem Boden waren größer geworden. Sehr viel größer. So groß, dass es jetzt viel größere Flächen gab, die mit Wasser bedeckt waren und es spiegelte sich mehr Sonnenlicht darin.

*Das muss noch nichts heißen,* versuchte ich mich zu beruhigen. Und es stimmte. Es gab immer wieder Tage, an denen das Wasser mal höher und mal niedriger war. Trotzdem ließ mich das Gefühl nicht los, dass es heute besonders viel war.

Nachdem ich lange darüber nachgedacht hatte, ob sich die Situation tatsächlich verschlechtert hatte, entschloss ich mich schließlich dazu eine Nacht darüber zu schlafen. Ich legte mich wieder auf den Rücken und sah in den Himmel. Mittlerweile war es schon dunkel geworden, doch ich hatte keinen Blick auf die Sterne, da die Äste der beiden Bäume genau über mir waren.

Es dauerte nicht lange, bis mir die Augen zu fielen und ich einschlief.

Die dicken Wolken, die am Horizont aufkamen, bemerkte ich nicht mehr.

**Tag 1**

Ein dicker Wassertropfen traf mich mitten im Gesicht. Wahrscheinlich war es nicht der erste. Es war jedenfalls der, der mich weckte. Langsam öffnete ich die Augen und blickte verschlafen nach oben. Ein paar Sonnenstrahlen fanden ihren Weg durch das Astwerk der Bäume. Ich streckte mich schläfrig in der Hängematte, was die Bäume leicht zum Wackeln brachte und es lösten sich weitere Wassertropfen von oben. Ich war noch zu müde, um die Bedeutung dessen sofort zu erkennen. Erst die unangenehme Kälter der Tropfen auf meinem Gesicht ließ mich aufschrecken. Wie vom Blitz getroffen sah ich erschrocken erneut nach oben. Das Dickicht über mir war vollkommen nass und einzelne Äste hingen von dem Gewicht des Wassers nach unten.

Auf einen Schlag war ich wach. Ich setzte mich fassungslos auf und wünschte mir im nächsten Moment, dass ich es nicht getan hätte. Denn was ich sah ließ meinen Atem stocken. Mir saß der Schlaf noch in den Augen und ich zweifelte daran, ob das, was ich sah, reell war. Doch das Einzige, was sich geändert hatte, nachdem ich mir kräftig die Augen gerieben hatte, war, dass mein Herz jetzt mit dem plötzlichen Schock mithalten konnte und das Blut mindestens doppelt so schnell durch meine Venen schoss.

Der See. Er war wieder zurück. Und damit meinte ich nicht den feuchten Sandboden. Nein. Davon war schon gar nichts mehr zu sehen. Denn die gesamte Fläche weit und breit war wieder mit Wasser bedeckt. Überall Boote. Menschen darin. Das Unwetter hatte uns wieder heimgesucht.

Ich war lange in einer Schockstarre gefangen. Und ich schaffte es nur mich zu befreien, weil ein weiterer Gedanke durch meinen Kopf schoss. Wieso konnte ich überhaupt noch auf meiner Hängematte liegen? Ein Blick nach unten verriet es mir. Durch das klare und durchsichtige Wasser hindurch konnte ich den Boden noch erkennen. Das Wasser war nicht besonders tief. Etwa auf der Höhe, auf der meine Hängematte hang, also circa einen Meter hoch, befand sich auch die Wasseroberfläche. Ich sah zur anderen Seite, auf der mein altes Boot schwamm. Es war von der Administration vorgeschrieben gewesen, sein Boot, auch wenn man es aktuell nicht brauchte, festzubinden. Hätte ich das nicht getan, wäre es in dem Sturm letzte Nacht vermutlich verloren gegangen. Jetzt schwamm es ruhig und verlassen vor mir, sein einziger Passagier der Beutel mit meinen Muscheln. Doch das würde sich jetzt wohl ändern müssen. So schwer es mir fiel, ich musste wieder auf mein Boot zurückkehren.

Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, die ich dafür brauchte, um mich auf meinen nächsten Schritt mental vorzubereiten. Irgendwann schaffte ich es mich zu überwinden und ich griff nach der Leine, die an dem Baum befestigt war. Während ich das Boot an mich heranzog, kam ich auf meiner Hängematte immer wieder ins Schwanken, weshalb ich häufig innehalten und mein Gleichgewicht wiederfinden musste, um nicht ins Wasser zu fallen.

Schließlich hatte ich es geschafft und das Boot war in Reichweite. Ich gab mir einen letzten Ruck, dann legte ich meinen ersten Fuß in das Boot. Ich hatte mich hingestellt, sodass jetzt ein Bein im Boot, das andere auf der wackeligen Hängematte stand. Ich versuchte die Balance zu halten, doch ich kam einem Sturz bedrohlich nah. Blitzschnell hob ich das Bein auf der Hängematte und warf mich mit meinem gesamten Gewicht in das Boot.

Ich landete auf dem Bauch, konnte den Sturz mit den Händen jedoch abdämpfen. Es schaukelte kräftig. Ich drehte mich erst auf den Rücken, dann setzte ich mich auf. Ich betrachtete den See noch einmal aus dieser Perspektive. Alles kam mir unangenehm bekannt vor. Das harte und enge Holzboot, das leichte Schaukeln. Ich war wieder auf Wasser. Ich wollte zuerst abwarten, bis ich mich an diese Bedingungen gewöhnt hatte, doch ich realisierte schnell, dass ich das nicht tun würde.

Also lehnte ich mich über den Rand des Bootes und löste die Leine von dem Baum, an dem ich sie befestigt hatte.

**Tag 2**

Die erste Nacht war vergangen. Ich hatte sie auf meinem Boot verbracht, denn der Wasserspiegel war mittlerweile noch weiter gestiegen und das Wasser hatte meine Hängematte verschluckt.

Ich lag auf dem Rücken mit dem Blick in den Himmel, damit ich das Wasser nicht mehr anblicken musste. Eine Hand hatte ich als Stütze an den Hinterkopf gelegt, in der anderen hielt ich eine Muschel. Es war die Muschel, die ich vorgestern gefunden hatte. Immer wieder drehte ich sie in der Hand. Ertastete ihre Form. Immer und immer wieder.

Mehr gab es von diesem Tag nicht zu berichten.

**Tag 10**

Ich konnte es nicht mehr ausstehen, durchgehend an der gleichen Stelle zu sein. Egal an welcher Seite ich aus meinem Boot hinaussah, ich kannte mittlerweile jeden Fleck. Da war eine Muschel auf dem Grund des Sees, den man so gerade noch erkennen konnte. Würde der Spiegel noch weiter steigen, wäre das vermutlich auch nicht mehr möglich.

Ich würde diese Muschel gerne einsammeln. Sie zu meiner Sammlung legen, doch trotz ihrer scheinbaren Nähe, erschien mir nichts ferner als das. Es gab keine Möglichkeit dazu, sie zu nehmen.

Ich spürte erneut den Trieb in mir aufkommen, mich zur anderen Seite zu drehen, doch ich tat es nicht. Dort würde ich nichts Neues sehen. Nur das, was auch die letzten Tage schon dort gewesen war. Doch weiter hierhin starren konnte ich auch nicht.

Rückblickend würde ich sagen, dass es diese *Sackgasse* war, die mich dazu trieb, es zu wagen. Dieses Gefühl der Machtlosigkeit. Das Wissen darüber, dass egal, wohin ich auch schauen würde, ich nichts Neues entdecken würde.

Also wagte ich es, etwas zu versuchen. Von der Stelle zu kommen. Vorsichtig stand ich auf. Vorfreude kam in mir auf, denn auch wenn ich noch nichts getan hatte, änderte allein schon der Gedanke an das Entfliehen aus meinem eintönigen Alltag etwas. Und das war alles, was ich wollte. Eine Veränderung.

Nachdem ich mich in der Mitte des Bootes hingestellt hatte, setzte ich langsam einen Fuß nach hinten. Es brauchte nur drei Schritte rückwärts und ich war schon am hinteren Ende des Bootes angekommen. Ich atmete tief ein. Dann sprang ich. Mit voller Wucht warf ich mich nach vorne.

Die aufkommenden Schmerzen ignorierte ich. Denn mein Plan ging auf. Das Boot rückte ein Stück nach vorne. Wellen wurden losgeschickt und es wackelte etwas, aber es bewegte sich.

Vom Eifer gepackt rappelte ich mich wieder auf und wiederholte die Aktion. Es funktionierte. Ich kam zwar nicht weit voran, aber immerhin etwas.

**Tag 15**

Mittlerweile hatte ich die gesamte nähere Umgebung um die beiden Bäume mit meiner Technik erkundet. Ich musste zugeben, dass es eine merkwürdige Art und Weise war, die ich für mich gefunden hatte. Aber durch sie hatte ich meinen Horizont erweitern können.

Trotzdem war auch das nichts, was mich meinem Alltag entfliehen ließ. Dem Muscheln Sammeln konnte ich immer noch nicht nachgehen. Ich hatte zwar ein paar Muscheln mehr entdecken können, sie einzusammeln war allerdings weiterhin unmöglich.

Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde verwandelte sich die Freude, die allein dadurch, dass ich etwas Neues erfahren hatte zu Stande kam, wieder in das altbekannte Gefühl der Gewohnheit. Je mehr ich realisierte, dass sich im Grunde nichts geändert hatte, egal wie viel ich mich vorantrieb, desto größer wurde die Enttäuschung. Es war nicht wie vorher, als überall noch Sand war, auf dem man gehen konnte. Es war viel schlimmer.

**Tag 20**

Ich lag, wie immer, in meinem Boot. Es schaukelte um den Bereich der beiden Bäume, die nur noch zur Hälfte aus dem Wasser ragten. Unter mir schwamm die Hängematte im Wasser. Sie war zwar noch an den Bäumen befestigt, allerdings so wie sie war, komplett unter der Wasseroberfläche, für mich nicht mehr nutzbar.

Ich beobachtete wie die Äste der Bäume, die leicht im Wind wedelten. Meine Gedanken schweiften, mal wieder, um die Muscheln. Die ganze Zeit dachte ich darüber nach, ob es nicht irgendeine Möglichkeit gab, Muscheln zu sammeln. *Ohne* das Wasser zu berühren. Wenn ich irgendetwas hätte, das ich als Hilfsmittel benutzen könnte. Etwas, womit ich nach ihnen greifen könnte.

Aber was sollte das schon sein? Hier gab es *nichts*. Früher, als der Wasserspiegel tiefer war, wäre ich über den Sand gegangen und hätte mir etwas holen können. Aber jetzt? Unmöglich.

Es sei denn …. Natürlich! Die Idee traf mich wie ein Blitzschlag und ich fuhr hoch. Ich sprang so schnell auf, dass das Boot zu wackeln begann. Doch das interessierte mich nicht. Wie gebannt starrte ich nach oben. Auf die Äste der Bäume.

Ohne großartig weiter darüber nachzudenken, griff nach dem Stamm des Baums, der nur etwa einen halben Meter von meinem Boot entfernt war. Mit aller Kraft zog ich mich solange an die Pflanze heran bis der Rand des Holzbootes an den Stamm stieß.

Eine Weile hielt ich in dieser Position inne. Ich versuchte einen Plan zu fassen, doch dieses Vorhaben verwarf ich schnell wieder. Ich war viel zu aufgeregt, um nüchtern darüber nachzudenken und ich fasste den Entschluss es kurzerhand auszuprobieren.

Ich senkte den Kopf, um meinen Füßen dabei zu zuschauen, wie sie vorsichtig auf den Rand des Bootes stiegen. Dadurch war ich jetzt etwa 40 Zentimeter höher gelegen. Ich streckte den Arm nach oben aus und tatsächlich reichte es aus und ich bekam ich einen Ast zu fassen.

Ich begann zu ziehen. Fester. Der Ast bog sich zwar nach unten, aber er brach nicht ab. Ich drehte ihn, so weit, dass er sich schließlich um 360 Grad um seine Achse gedreht hatte. Ich war gerade dabei mit meiner letzten Kraft noch ein Stück weiter zu drehen, als es plötzlich knackte. Der Ast war abgebrochen. Ich konnte nicht schnell genug reagieren und viel nach hinten. In der Luft schrie ich. Zum einen vor Schreck, zum anderen vor Erschöpfung. Ich hatte während des gesamten Aktes der Kraftanstrengung die Luft angehalten und diese entlud sich jetzt aus meinen Lungen.

Dann prallte ich auf. Unbeholfen hatte ich mich während meines Sturzes in dem Ast in meinen Händen verkrallt, als ob er mich davor bewahren könne auf den Boden zu stoßen. Doch das konnte er nicht und ich viel sehr unsanft auf den Rücken. Unmittelbar danach machte sich ein Schmerz breit, der so groß war, dass ich ihn nicht genau lokalisieren konnte. Mein ganzer Rücken war betroffen und ich verzog das Gesicht. Ich legte den Ast mehr oder weniger unbewusst beiseite und krümmte mich vor Schmerzen.

Mich zur Seite drehend zog ich die Beine an und hielt sie mit den Händen an den Knien fest. Ich hatte erwartet ewig in dieser Position verharren zu müssen, ehe die Schmerzen aufhören würden, doch erstaunlicherweise klangen sie so schnell wieder ab, wie sie entstanden waren. Nach kurzer Zeit war es nur noch eine Art Taubheitsgefühl, das meinen Rücken durchzog. Ich wagte es, mich wieder aufzurichten. Dabei stieß ich mit dem Arm an den Ast neben mir. Beinahe hätte ich vergessen, wofür ich das Ganze überhaupt durchgezogen hatte.

Jetzt erkannte ich auch, warum es so viel Kraft gekostet hatte. Ich hatte ein sehr großes Stück abgerissen. Es war mit Sicherheit ein über zwei Meter langer Ast. Zu dieser Jahreszeit hatten die Bäume keine Blätter mehr. Nur einzelne kleinere Äste gingen von dem großen Stock ab, den ich in der Hand hielt. Sie ließen sich unbeschwert entfernen. Nach wenigen Minuten hatte ich den Ast befreit.

Ich stand auf. In diesem Moment meldete sich mein Rücken doch wieder, aber es war erträglich und meine Aufmerksamkeit galt ohnehin etwas ganz anderem.

Ich bückte mich und hob den Ast auf. Jetzt stand ich hier und blickte ins Wasser, den langen und etwas schweren Stock in der Hand. Es war immer noch möglich den Sandboden durch das klare Wasser zu erkennen. So wie die letzten 20 Tage auch. Nur ihn zu berühren war unmöglich gewesen.

Ich hob den Ast über den Rand des Bootes und ließ ihn ins Wasser gleiten. Jetzt würde sich zeigen, ob mein Vorhaben Erfolg haben würde. Ganz sanft durchbrach der Stock die Wasseroberfläche und versank, von meiner Hand geleitet, immer tiefer. Ich erwischte mein Herz dabei, wie es mit jedem Centimeter schneller zu schlagen begann.

Nach einer Weile ragte nicht mehr viel von dem Stock aus dem Wasser. Ich drückte noch das letzte Stück hinein und hatte schon die Befürchtung, dass er nicht lang genug sein würde.

Doch dann, als alles in mir schon gestorben war, die realistische Chance, dass es tatsächlich reichen würde, mein natürliches Gefühl, das mir sagte, dass es möglich wäre. Als all diese Lämpchen in mir schon erloschen waren, lediglich eines noch in der Dunkelheit schimmerte. Als nur noch ein Funken Hoffnung mich davon abhielt den Ast loszulassen und versinken zu lassen.

Dann stieß ich auf den Boden.

Ein Stück des Astes ragte noch aus dem Wasser und ich hielt ihn an einem Ende fest, während das andere Ende sich soeben in den Sandboden gebohrt hatte. Es hatte gereicht.

Die Erleichterung ließ mein Herz das Blut noch schneller durch meinen Körper schießen und ich hätte meinen Mund, selbst wenn ich es gewollt hätte, nicht davon abhalten können sich zu einem Lachen zu formen. Es hatte gereicht.

Das Adrenalin hatte meine Hände zum Zittern gebracht, so stark, dass es schwer geworden war, den Ast noch zu halten. Doch meine Freude klammerte sich in ihm fest und ich würde ihn nie mehr loslassen. Es hatte gereicht.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich in dieser Position voller Freude und Erleichterung gehockt hatte. Es dauerte sehr lange bis ich die Kontrolle über meinen Körper wieder zurückgewonnen hatte. Bis ich ansatzweise wieder selbst entscheiden konnte, was ich tat.

Als es so weit war, wagte ich einen weiteren Schritt. Von der Freude gepackt stand ich auf. Der Ast in meiner Hand kam dadurch ebenfalls ein Stück weiter aus dem Wasser und löste sich von dem Grund des Sees.

Ich atmete einmal tief durch, bevor ich den Stock im Wasser nach hinten drückte. Ich musste die zweite Hand zur Hilfe nehmen, da es schwerer war als ich gedacht hatte.

Ich zog den ganzen Ast aus dem Wasser und hob ihn über das Boot auf die andere Seite, wo ich ihn wieder einführte. Ich führte dieselbe Bewegung noch einmal aus. Es war anstrengend, doch es zeigte seine Wirkung. Tatsächlich ließ sich der Stock als Runder verwenden. Da er im Vergleich zu einem richtigen Ruder recht schmal war und nur eine kleine Fläche bot, bewegte sich das Boot natürlich nicht sehr schnell, aber es funktionierte. Und das deutlich besser als mit der Technik, die ich mir zuvor überlegt hatte, bei der ich mich jedes Mal nach vorne schmeißen musste, um das Boot in Bewegung zu bringen.

Auf diese Art und Weise steuerte ich das Boot wieder auf den Baum zu. Es stieß mit der Front an den Stamm und ich brauchte erstmal eine Verschnaufpause. Es war wirklich nicht einfach den Stock als Ruder zu benutzen, doch ich hatte bereits eine Idee wie ich das Bewegen noch weiter vereinfachen könnte.

Ich legte den Stock neben mich in das Boot und ging erneut auf den Baum zu. Wie beim letzten Mal stieg ich vorsichtig, um nicht abzurutschen und ins Wasser zu fallen, auf den Rand und streckte mich. Glücklicherweise hatte der Baum viele Äste in seiner Krone und so dauerte es nicht lange bis ich einen weiteren zu fassen bekam.

Was wohl die Menschen taten, die nicht so viel Glück und nur Bäume mit wenig Ästen in ihrer Nähe hatten oder Menschen, die gar keine Bäume in ihrer Nähe hatten?

Ich rüttelte und zog. Wie zu erwarten ließ sich auch dieser Ast nicht leicht abreißen. Wenn ich es von hier unten richtig durch das Gestrüpp von knochigen Ästen sah, dann war dieser Ast sogar noch etwas länger und breiter als mein erster.

Ich versuchte es erneut mir der Strategie ihn um sich selbst zu drehen. Es funktionierte und er begann zu knacken, riss schließlich ab. Wieder kam ich ins Stolpern, rutschte von dem Rand des Bootes ab, doch ich war darauf vorbereitete gewesen, dass so etwas passieren würde und ich konnte es verhindern erneut zu stürzen. Fest in den langen Stock geklammert taumelte ich einige Schritte nach hinten, fand das Gleichgewicht jedoch schließlich wieder.

Zum *Glück* war ich nicht auf den Ast getreten, den ich zuvor im Boot abgelegt hatte. Ich setzte mich und begann damit die kleinen abstehenden Äste von dem Stock zu entfernen. *Glücklicherweise* waren es nicht viele. Es dauerte nicht lange und ich hatte zwei lange Stöcke auf meinem Boot. Der zweite war *zum Glück* etwas länger und nicht kürzer als der erste und so hatte ich das *Glück*, dass auch er an den Sandboden des Sees kam.

Tief einatmend stand ich auf. Einen Stock in der linken, einen in der rechten Hand. An beiden Seiten führte ich die Stöcke durch die Wasseroberfläche auf den Grund des Sees zu. Nach einer Weile, die mir viel länger vorkam als beim ersten Mal, vielleicht, weil ich es nicht erwarten konnte, spürte ich wie die Stöcke auf ein Hindernis trafen. Der längere zuerst, dann der andere. Ich konnte sie nicht weiter ins Wasser drücken. Der Sandboden.

Es kam wieder ein ähnliches Gefühl von Euphemismus, von Glück, in mir auf, obwohl ich doch schon vorher erwartet hatte, dass es passieren würde. Es hatte auch dieses Mal gereicht.

Mit aller Kraft zog ich die Stöcke, die ich mit etwa einem halben Meter weit ausgestreckten Armen vor mir hielt, an mich heran. Und das Boot bewegte sich.

Als ich meine Fäuste mit den Stöcken darin schließlich bis an meine Brust gezogen hatte, hob ich sie ein Stück an und setzte die Äste wieder etwa einen halben Meter von mir entfernt in den Sandboden. Erneut zog ich. Dieses Mal ging es etwas einfacher, da das Boot bereits etwas Schwung aufgenommen hatte. Ich kam tatsächlich voran. Und das sogar ziemlich gut.

Ich spürte einen leichten Fahrtwind in meinem Gesicht und grinste. Ich freute mich. Endlich hatte ich eine Möglichkeit gefunden einem so eintönigen, unbefriedigendem Alltag zu entkommen. Ich konnte mich bewegen!

Ich fuhr an diesem Nachmittag mehrere Stunden auf diese Weise über das Wasser. Genoss die neu gewonnene Freiheit, die Möglichkeit, die ich jetzt hatte. Und das *Glück*.

**Tag 21**

So gut hatte ich lange nicht mehr geschlafen. Ich wachte ganz von allein auf. Blinzelte fröhlich der aufgehenden Sonne entgegen.

Es fiel mir heute gar nicht schwer aufzustehen. Im Gegenteil. Ich freute mich darauf. Ich war mir ziemlich sicher, dass der erste Gedanke, den ich heute hatte, meiner gestrigen Errungenschaft galt. Und das versorgte, nein, es durchflutete meinen Körper geradezu mit Energie. Ich war sofort wach.

Ich stand auf, griff mir als erstes die beiden Stöcke und ließ sie beide auf den Seegrund hinab. Sie waren immer noch lang genug. Es hatte wieder gereicht.

Ich drückte mich wieder ab und das Boot kam in Schwung. Da war er wieder. Der Wind der Freiheit in meinem Gesicht.

Es war durchaus anstrengend und ich schaffte es heute bei Weitem nicht noch einmal mehrere Stunden am Stück zu fahren, was auch daran lag, dass ich starken Muskelkater von gestern in den Armen hatte.

Nach einer halben Stunde machte ich eine Pause und legte mich wieder hin. Das Boot schaukelte sanft über das Wasser, während ich mich entspannt hingelegt hatte und in den Himmel schaute.

Ich war so glücklich darüber, dass ich diese Möglichkeit gefunden hatte, dass ich beinahe vergessen hätte, dass es eine Zeit gab, in der ich vollkommen frei, ohne Anstrengung über den Sandboden gehen konnte. Ich konnte sogar Muscheln sammeln. Und davor eine Zeit, in der zum ersten Mal eine Welle die Insel überschwemmt hatte. Und davor. Davor gab es eine Zeit, in der die Insel vollkommen frei von Wasser war. Eine Zeit, in der der Sand nicht einmal feucht war, sondern ganz trocken. Eine Zeit, die ich nur aus Erzählungen kannte, da die Administration mich erst *nach* dieser Zeit auf den See schickte, als die erste Welle die Insel bereits überflutet hatte.

Ich hatte sie nur für eine Weile gesehen, als die erste Überschwemmung abgeklungen war und der Sand zwar noch feucht, aber begehbar war.

Doch das kam mir so lange her vor, dabei waren es *nur* 21 Tage. Es kam mir so lange her vor, dass ich schon vergessen hatte, wie es sich anfühlte frei auf dem Sand zu gehen, Muscheln zu sammeln, auf der Hängematte zu schlafen und zu tun, was man wollte. So lange her, dass mich diese neue Bewegungsform, auch wenn sie sich bei Weitem nicht an das annäherte, was noch vor 21 Tagen für mich möglich war, erfreute. Obwohl auch sie im Vergleich zu dem Zustand vor 21 Tagen immer noch eine enorme Einschränkung darstellte. Hätte ich mich vor 21 Tagen von jetzt auf gleich nur noch mit zwei Stöcken auf einem Boot bewegen können, hätte ich mich wahrscheinlich nicht gefreut. Ich wäre wahrscheinlich verärgert und entsetzt. Aber heute freute ich mich darüber. Ich freute mich darüber mehr, als ich mich nicht nur in den letzten 21 Tagen über etwas gefreut hatte, sondern auch in der Zeit davor, als der Boden aus Sand noch frei von Wasser begehbar war.

Während ich diesen Gedankengang ausführte, wanderte meine Hand scheinbar unbewusst zu dem Säckchen, in dem ich meine Muscheln aufbewahrte. Erst jetzt bemerkte ich das.

Bei aller Freude, die ich doch jetzt empfand, konnte ich nicht leugnen, dass die gegenwärtige Lage, in der ich mich befand, immer noch einschränkend war. Sie raubte mir immer noch so viele Möglichkeiten, die mir sonst bedingungslos zur Verfügung standen. Mir fehlte etwas.

Meine Hand hatte mittlerweile, immer noch unbewusst, nach dem Beutel gegriffen und ihn auf meinen Schoß gelegt. Ich blickte nach unten und öffnete den Knoten, der das Säckchen geschlossen hielt. Ich ging mit der Hand hinein und griff mir eine Hand voll Muscheln. Es fühlte sich schön an. Es war eine Hand voller Erinnerungen an die alte Zeit. Als ich noch täglich neue Muscheln sammeln konnte.

Ich lehnte mich über den Rand des Bootes und blickte sehnsüchtig in die Tiefe des Wassers. Der Grund war immer noch zu sehen. Immerhin war der Wasserspiegel nicht erneut angestiegen.

Meine Augen waren immer noch in Übung. Es dauerte nicht lange und sie hatten eine Muschel im Sand entdeckt. So wunderschön lag sie dort. Als würde sie auf mich warten.

Die ganze Zeit über war mir dieser Gedanke durch den Kopf gegangen. Ob es nicht eine Möglichkeit gab, meiner Leidenschaft weiterhin nachzugehen. Jetzt, wo ich mich doch an so Vieles angepasst hatte. Für so Vieles eine Alternative gefunden hatte.

Und ja, ich *glaube* es *gibt* diese Möglichkeit.

Ich musste mich nur wagen und es ausprobieren. Ich schluckte einmal. Dann nochmal. Meine Kehle war auf einmal sehr trocken. Das erforderte mehr Mut als ich gedacht hatte. Die Angst davor zu scheitern hemmte mich.

Doch ich überwand mich und griff mir einen der Stöcke. Mittlerweile hatte ich ihn schon so oft ins Wasser gelassen, dass es sehr schnell ging. Ich lockerte den Griff um den Stock und machte so den Weg für ihn frei nach unten zu rutschen. Als er auf dem Sandboden aufkam, umschloss ich ihn wieder. Mit meiner anderen Hand griff ich mir nun den zweiten Stock und wiederholte den Vorgang. Konzentriert beobachtete ich wie auch dieser langsam auf den Grund des Sees zulief. Dabei war mein Griff gerade noch so fest, dass er mir nicht aus der Hand fallen konnte.

Mit dem Aufprall des zweiten Stockes auf den Boden fing mein Herz an seinen Schlag zu beschleunigen. Ich fuhr mit den Ästen durch den Sand auf die Muschel zu, die ich eben entdeckt hatte. Jetzt kam es auf Präzision an. Von hier oben war es zwar möglich durch das Wasser bis auf den Sandboden zu schauen und auch reichte die Sicht, um die Muschel zu erkennen. Um jedoch diese Millimeterarbeit durchzuführen, war die Sicht doch nicht genau genug.

Ich versuchte so gut es ging von zwei Seiten mit den beiden Stöcken auf die Muschel zuzukommen. Je näher ich kam, desto schwieriger wurde es zu erkennen, ob ich die Muschel bereits zwischen den Stöcken eingeklemmt hatte und jede kleinste Welle auf der Wasseroberfläche wischte wie ein Schwamm über das Bild, das ich von der Muschel und den Stöcken hatte und ich musste erneut genau hinsehen. Ich kniff die Augen zusammen und beugte mich noch ein Stück vor.

Ich hätte mich auch täuschen können, aber es sah so aus, als würde die Muschel sich jetzt genau zwischen den Stöcken befinden. Wie beim Sushi das Essen zwischen den Stäbchen. Probeweise drückte ich die beiden Stöcke noch etwas fester zusammen und stellte tatsächlich fest, dass ein Widerstand bestand. Ein gutes Zeichen, dachte ich. Doch auf der anderen Seite bedeutete es auch, dass jetzt kein Weg mehr daran vorbeiführte, es auszuprobieren. Ich würde herausfinden, ob es möglich war.

Der Gedanke daran machte mich nervös. Meine Hände fingen an zu zittern. So langsam und vorsichtig, wie es ging hob ich beide Stöcken hoch. Es war wie in Zeitlupe, doch ich konnte es nicht langsam genug haben. Ich hatte Angst, dass die Muschel sich aus ihrer Position zwischen den Stöcken lösen und wieder in den Sand fallen würde. Doch momentan sah es zu meiner Freude nicht danach aus. Die Muschel war schon einige Centimeter über dem Sandboden soweit ich es von hier oben erkennen konnte.

Ohne die Stöcke dabei loszulassen oder meinen Blick von der Muschel zu lösen, stand ich ganz langsam auf. Dabei kam die Muschel noch weiter nach oben, da ich die Stöcke ebenfalls weiter anhob. Immer weiter zog ich die Stöcke aus dem Wasser. Dabei musste ich immer wieder mit den Händen weiter unten am Stock greifen, um neuen Raum nach oben zu haben.

Auf ihrem Weg nach oben wurde die Muschel immer größer. Bis sie schließlich die Wasseroberfläche durchdrang und in die Luft vorstieß. Ich drehte mich und hob die Stöcke mit der Muschel ins Boot hinein. Dann legte ich sie ab.

Erst jetzt realisierte ich, was soeben geschehen war. Zuvor war ich so konzentriert gewesen, dass ich es gar nicht gemerkt hatte. Ich hatte es tatsächlich geschafft. Nach 21 Tagen. Hier lag gerade eine Muschel vor mir.

Ich setzte mich, da ich befürchtete ansonsten zu fallen. Die Stöcke hatte ich immer noch in der Hand, mich an ihnen festgehalten. Jetzt ließ ich sie achtlos los und sie fielen lautstark auf den Boden des Bootes. Meine Aufmerksamkeit galt nur der Muschel, die vor mir lag. Sie glänzte in der Sonne. So sah ich für mich jedenfalls aus.

Wieder konnte ich es nicht verhindern zu lachen. Es kam einfach aus mir heraus. Dieses Glücksgefühl.

Noch konnte ich die Muschel nicht anfassen. Ich musste warten, bis sie in der Sonne getrocknet und dann frei von Wasser war. Ich konnte rückblickend nicht mehr sagen, wie lange es gedauert hatte. Es kam mir wie eine Ewigkeit vor. Doch irgendwann kam der Moment, in dem ich aufstand, nur um mich ein paar Schritte weiter wieder hinzuhocken. Meine Hand streckte sich wie von allein aus und Griff nach der Muschel.

Ich hielt sie mit ausgetrecktem Arm nach oben, genau zwischen meine Augen und die Sonne, wodurch sich ein Schatten auf mein Gesicht warf.

Ich hatte es tatsächlich geschafft.

Natürlich hatte diese zeit auch für mich für eine Menge Probleme gesorgt. Ich hatte kaum noch Möglichkeiten etwas zu tun. Ich war gefangen auf meinem Boot.

Doch auf der anderen Seite gab es auch Chancen. Wenn der steigende Wasserspiegel mich nicht auf mein Boot gezwungen hätte, dann wäre ich doch nie auf die Idee gekommen, mich mithilfe von zwei Stöcken durch das Wasser zu bewegen und damit meine Muscheln zu sammeln.

Es war natürlich nicht wie vorher. Es war *anders*.

Des Experiments zweiter Teil.

**Nachwort**

Meine Kurzgeschichte *»Der See«* aus dem Frühjahr findet in dieser Geschichte ihre Fortsetzung. Die Fragestellung, von der ich ausging, lautete: »Die weitere Pandemie bringt uns sowohl Probleme als auch Chancen – wie ich mit diesen Chancen und Problemen persönlich umgehe.«

Natürlich zielen die beiden Geschichten auf unterschiedliche Dinge ab, die Grundthematik – und so viel sollte ich verraten dürfen – ist allerdings die gleiche: wie sich das Virus auf die Menschen auswirkt. Ich habe nach dem Beenden der Geschichten bemerkt, – vielleicht gibt es Leute, die mir widersprechen würden – dass der erste Teil sich wohl eher mit der Gesellschaft als Ganzes befasst, während der zweite persönlicher ist.

Ich bin immer wieder selbst überrascht, was sich beim Schreiben unterbewusst so alles in meinen Geschichten verewigt. Aussuchen kann ich mir das nicht immer. Ich habe mich auch hier von meiner Realität inspirieren lassen.

Und wer weiß? Die Pandemie scheint noch nicht besiegt. Vielleicht wird es einen dritten Teil geben …

Ich danke all denjenigen, die meine Geschichte(n) gelesen haben. Wie immer freue ich mich über Meinungen dazu an jona.baykouchev@gmail.com.

Auf Wiederlesen

*Jona Baykouchev,*

*Aachen, im Dezember 2020*